

Ein Revival mit Herz und Humor

Vor fünfundzwanzig Jahren lief mit «Scrubs» eine Spitalserie an, die das Selbstbild junger Mediziner prägte. Nun startet die zehnte Staffel

PATRICK CERNOCH

«Ich bin der Grösste», triumphiert John «J. D.» Dorian (Zach Braff) aus dem Off, als er in der ersten Folge von «Scrubs» voller Zuversicht seine erste Stelle als Assistenzarzt im Sacred Heart Hospital antritt. Zwanzig Sekunden später muss er konsterniert feststellen: «Ich habe null Ahnung.»

In dieser drastischen Wendung liegen der Kern und die Einzigartigkeit der Serie: der Spagat zwischen Euphorie und Scheitern, zwischen Manie und Depression – und die Erkenntnis, dass im Spitalalltag beides sehr dicht beieinanderliegt.

Wohlthuende Unschuld

«Scrubs», 2001 in den USA gestartet und ab 2003 synchronisiert im deutschsprachigen Raum ausgestrahlt, schaffte damals einen Gegenentwurf zu den makellosen, heroischen Ärzten von «Emergency Room», in dem sich Medizinerinnen und Mediziner glaubhaft wiedererkennen. Der Produzent, Regisseur und Drehbuchautor Bill Lawrence präsentierte mit «Scrubs» ein subjektiv geformtes Lehrstück über Überforderung, Hingabe und Freundschaft – kurz: über den existenziellen Alltag in einem Spital.

Die letzte Folge von «M*A*S*H», die komödiantisch den Alltag in einem amerikanischen Lazarett im Koreakrieg karikierte, lag beim Serienstart schon zwanzig Jahre zurück. Erst 2004 sollte mit «House» das ambigue diagnostische Genie am TV debütieren – man kann die Hauptfigur als Persiflage auf die Figur Perry Cox verstehen. Und wieder ein Jahr später hielt mit «Grey's Anatomy» das kondensierte Drama im Spital Einzug.

In diese zeitliche Lücke sprang eine Serie, die Medizin als ambivalentes Chaos begriff – hoffnungsvoll und tieftraurig zugleich – und die im Direktvergleich mit heutigen Formaten wie «The Pitt» eine wohlthuende Unschuld verkörpert. Tragend ist die Figur des J. D., der seine Geschichte aus der Ich-Perspektive erzählt. Schon die Episodentitel – beginnend mit dem Possessivpronomen «Mein/e» – zeugen vom Prinzip des Subjektiven. Aus dem Off kommentiert J. D. das Geschehen und macht so deutlich: Was wir sehen, ist stets gefiltert und bewertet durch seine Phantasie.

Lawrence nutzt diese Konstruktion für spielerische Tagträume: albern-phantastische Kurzsequenzen, die zeigen, was sich niemand zu denken traut oder was hätte sein können. Nur um abrupt abzubauen und das Publikum unsentimental

zurück in die Realität zu holen. Kurze, erfolglose Versuche der Flucht aus der emotionalen Überforderung. Der Titelsong, in dem Lazlo Bane «I'm no Superman» singt, steckt das emotionale Koordinatensystem ab: Niemand kann allein bestehen, und selbst die Besten scheitern, auch wenn sie vermeintlich alles richtig machen. So hängen die Protagonisten am Ende des Intros ein Röntgenbild zur Befundung auf – spiegelverkehrt, also falsch herum. In einer Welt mit Dauerstress und personeller Unterbesetzung wird das Team zur Ersatzfamilie.

Ein bildgewaltiges Ende

Lawrence' Figuren sind überzeichnet, aber lebensnah. Die neurotische Elliot (Sarah Chalke) und der lebensfrohe Turk (Donald Faison) bilden zusammen mit dem von Selbstzweifeln geplagten J. D. das Ensemble einer jungen Ärztegeneration, die Verantwortung erst lernen muss, beruflich wie emotional. Für viele junge Ärztinnen und Ärzte wurde «Scrubs» damit zur humoristischen Selbstbeobachtung.

Das Finale der achten Staffel von 2009, untermalt von Peter Gabriels «Book of Love», markiert den emotionalen Kulminationspunkt der Serie: J. D. verlässt an seinem letzten Arbeits-

tag nach einer Reise durch die vergangenen acht Jahre das Spital. Dabei imaginiert er seine Zukunft, die vor ihm auf ein aufgespanntes «Goodbye»-Leintuch projiziert wird – und kein Geringerer als der Produzent Bill Lawrence reisst dieses in einem Cameo als anonymes Mitglied des Reinigungsteams herunter und entsorgt es wortlos. Es ist ein bildgewaltiges, melancholisches Ende. Die neunte Staffel, in der J. D. und Turk als Dozenten an einer medizinischen Fakultät unterrichten, wirkte deshalb wie ein Fremdkörper. Für das nun anstehende Revival hoffen Fans auf eine Rückkehr zur Intimität und zum Witz der ursprünglichen Folgen. Doch Nostalgie allein genügt für einen Erfolg nicht.

Entscheidend wird sein, ob die fein austarierte Balance zwischen emotionaler Tiefe und Slapstick in einer Gegenwart bestehen kann, in der Sensationalismus zur Erfolgsvoraussetzung geworden ist. Und ob sich «Scrubs» von aus heutiger Sicht problematischen Elementen wie subtilem Sexismus und Paternalismus lösen kann, ohne sich selbst untreu zu werden.

Donald Faison bringt es in einer Vorschau lakonisch auf den Punkt: «Wir sind älter geworden.» Das darf als Warnung wie als Versprechen verstanden

werden. Denn «Scrubs» war immer auch eine Serie über das Älterwerden, über berufliche wie menschliche Entwicklung. Das Publikum, das den Figuren jahrelang bei ihrer Metamorphose zugesehen hat, ist selbst um ein Vierteljahrhundert gealtert. Vielleicht kann gerade darin die Renaissance bestehen: im Mut, sich dem eigenen Älterwerden mit Humor zu stellen und den damit einhergehenden Veränderungen etwas Positives abzugewinnen.

Bill Lawrence trägt dabei auch das Vermächtnis des labilen Underdogs Ted Buckland mit sich, der als inkompetenter Klinikjurist für Mitleid und mit seiner A-cappella-Band für erinnerungswürdige Musikeinlagen sorgte: «Ich bin ein Typ, der einen Verlust verkraften kann.» Denn Ted wird in der neuen Staffel nicht wieder zu sehen sein: Der Schauspieler Sam Lloyd starb am 30. April 2020 mit 56 Jahren an einem Hirntumor.

In einer Serie, die das Leben feiert und dem Tod immer auch etwas Komisches abgewinnen kann, folgt dieser Verlust einer gewissen Folgerichtigkeit – so bitter süß sie auch sein mag.

Scrubs, Staffel 10: Ab dem 25. März auf Disney+. 9 Folgen à 20 Minuten.